

und Wachheit der beiden Gruppen füreinander schließen, während andererseits sehr unterschiedliche Standpunkte und Konflikte bis zur gegenseitigen Ablehnung hin durchscheinen.

Schlußfolgerungen und Konsequenzen

Die Diskrepanz zwischen dem jeweils eigenen Bild und dem Bild von der je anderen Gruppe wird durch gegenseitige Vorurteile und Stereotypisierungen erhärtet. Da beide Gruppen ihre gegenseitigen Selbstdefinitionen nicht akzeptieren, kann man auf gestörte Kommunikation schließen. Jede Gruppe hebt sich kontrastierend von der anderen ab, was Polarisierungen, Mißverständnisse, Spannungen und Mißtrauen nach sich zieht. Die Unter- bzw. Geringschätzung der PAK durch die LTH und umgekehrt signalisiert einen Trend zur Distanzierung voneinander, da man sich gegenseitig als nutzlos für die Bewältigung seiner sozialen Umwelt bzw. für die Realisierung seiner Vorhaben ansieht. Wenn die Vorhaben einer Gruppe nur bei gleichzeitigem Fehlschlag der anderen Gruppe erreicht werden können, tritt eine Wahrnehmungsverzerrung ein, mit dem Effekt, daß jede Gruppe die eigenen Leistungen überschätzt, die der anderen dagegen unterschätzt. Fragt man sich, was wohl hinter jenen gegenseitigen Unterstellungen eigentlich stecken mag, scheint m. E. ein Streit um Macht und Selbstbehauptung im Gang zu sein: Die Mitglieder der einen Gruppe weisen der anderen Gruppe Motive und Gefühle zu, die in Wirklichkeit dazu dienen, ihre eigene Feindseligkeit gegenüber dieser Gruppe zu rechtfertigen. Vorurteile entpuppen sich sodann als Projektionen der eigenen Feindseligkeit auf die andere Gruppe bzw. als Abwehrmechanismen der Angst, der anderen Gruppe zu unterliegen.

LTH und PAK müßten ihre Beziehungen auf verschiedenen Ebenen klären und sich mehrgestaltig begegnen. So könnten etwa gegenseitige Vermutungen, Unterstellungen und Befürchtungen in mehreren evtl. gruppendynamischen Sitzungen aufgearbeitet werden. LTH und PAK müßten nach gemeinsamen Aufgaben suchen, die nur in Kooperation bewältigt werden können. Gefühlsmäßige Einstellungen könnten auch durch intensivere Begegnung auf gefühlsmäßiger Ebene

entsprechend geändert werden, z. B. durch gemeinsame Freizeitgestaltung, Freundeskreise, Wohngemeinschaften von LTH und PAK mit anderen Studierenden. In diesem Zusammenhang sei nochmals auf die schon erwähnte Mittlergruppe hingewiesen. Ihr gehören Personen aus beiden Gruppen an, die möglicherweise am ehesten zwischen beiden z. T. festgefahrenen Positionen eine Brücke schlagen können. Da es sich hierbei aber um eine informelle Gruppe handelt, die einzelnen sich oft nicht einmal kennen, sondern nur ähnliche Gesinnung tragen, müßte – vielleicht in oben skizzierter Form – mehr Gelegenheit gegeben werden, daß sich die Angehörigen der Mittlergruppe zusammenfinden und zusammenarbeiten.

Gerhard Reifert

Die Bischofssynode 1974

Der folgende Bericht informiert über das Geschehen der jüngsten Bischofssynode. Er versucht dabei, kritische Beobachtungen nicht isoliert darzustellen, sondern insbesondere auf praktikable Vorschläge für die Zukunft hinzuweisen. red

Mit „leeren Händen“ nach Hause gehen zu müssen – wie ein Alptraum stand diese Vorstellung plötzlich, vier Tage vor dem festgesetzten Ende der Bischofssynode 1974, vor nicht wenigen der rund 200 Teilnehmer dieser repräsentativen Kirchenversammlung. Bis dahin hatten eben diese Synodenväter in 19 Plenarsitzungen und zahllosen Arbeitskreistreffen vier Wochen lang über das zunächst so trocken-theoretisch anmutende Thema „Evangelisierung in der Welt von heute“ beraten und dabei eine geistige Fruchtbarkeit entfaltet, die wohl am meisten sie selbst, nicht weniger aber auch die Beobachter rund um die Synode überrascht hatte. Berge von Informationen waren in den Zustandsschilderungen über die derzeitige Lage der Evangelisierung – und der Kirche überhaupt – in der Welt von heute zusammengetragen worden. Die Fülle der Analysen, Anregungen und Meinungen war so groß und vielfältig, daß der Berichterstatter redlich Mühe hatte, die Öffentlichkeit einigermaßen vollständig über die Synode zu informieren.

Und nun, in der 20. Plenarsitzung am 22. Oktober, erfuhren diese Bischöfe, daß sie selbst den Versuch, aus dieser Fülle von Material ein aufrüttelndes Schlußdokument für die ganze Kirche zu machen, zu drei Vierteln verworfen hatten. Die 42 Seiten, die der zuständige Redaktionsstab – Spezialsekretäre, Berater und Arbeitskreis-Berichterstatter – vorgelegt hatte, mußten allerdings notwendigerweise zu allgemein bleiben, reichten sie doch kaum dazu aus, alle aufgeworfenen Themen auch nur aufzuzählen, geschweige denn die dazu geäußerten, manchmal auch gegensätzlichen Meinungen darzustellen. Für praktische Schlußfolgerungen blieb gar kein Platz.

„Fehlschlag“ und Ausweg

Die Versammlung war im übrigen nicht unschuldig an diesem „Fehlschlag“. Sie hatte es von Anfang an unterlassen, in Teilabstimmungen gewissermaßen immer wieder ihre eigene Meinung zu erforschen. Das Redaktionsteam konnte ja nicht aus sich heraus schließlich festlegen, welches im Einzelfall die Meinung der Mehrheit der Bischofssynode zu diesem oder jenem Problem war. Es flüchtete sich in das bloße Aufzählen und in Allgemeinverbindlichkeiten¹.

In dieser scheinbar ausweglosen Situation erinnerten sich die Synodenväter an die eigentliche, satzungsgemäß verankerte Bestimmung der Synode: sie soll den Papst ohne Umweg über die Kurie von der Lage im Alltag der Kirche informieren und ihm Hinweise für die zukünftige Aktivität der Kirche geben, und sie soll dem Erfahrungsaustausch der Bischöfe untereinander dienen. Diese Aufgabe hat die Versammlung des Jahres 1974 ohne Zweifel in einem bisher noch nie erreichten Maße erfüllt. Paul VI. selbst ließ das zwar in seiner Schlußan-

¹ Der Entwurf für das abgelehnte Schlußdokument entstand aus zwei zunächst getrennten Arbeiten der beiden Spezialsekretäre der Synode, Prof. D. Grasso SJ und dem indischen Theologen S. Amalorpavadass. Grasso's Arbeit war angelegt als „Erklärung“ und umfaßte 12 Seiten, der Inder hatte dagegen ein ausführliches „Dokument“ von über 40 Seiten angefertigt. Die beiden Berichterstatter für die zwei Teile der Synode, die Kardinäle Cordeiro (Karachi) und Wojtyła (Kraukau), machten aus den beiden Arbeiten ein einziges Dokument, indem sie das Grasso-Manuskript als 1. Teil übernahmen und die Arbeit von Amalorpavadass in gestraffter Form daranhängten. Dieser Straffung fielen vor allem die konkreten Aussagen des Inder zum Opfer, und das Dokument erhielt die kritisierte „verschwommene“ Form. Während der Grasso-Teil von der Synode akzeptiert wurde, fiel der Rest bei der Abstimmung durch.

sprache in der starken Betonung des positiven Ausgangs der Synode anklingen, doch verabreichte er den Synodenteilnehmern auch – besonders mit seinen kritischen Anmerkungen zu einigen der „Herzensanliegen“ dieser Versammlung – fast eine kalte Dusche. Aber die Bischöfe selbst waren beeindruckt von der Offenheit und von dem brüderlichen Ton, die in der Synodenaula geherrscht hatten. Nicht nur vor den Mikrofonen in der Vollversammlung selber wurde dies bekannt², sondern auch vor der Öffentlichkeit³.

So setzte sich schließlich die Meinung durch: die Bischofssynode ist keine Miniausgabe eines Konzils, von dem die Öffentlichkeit mit Recht große Proklamationen erwarten darf, sondern hat andere Aufgaben. Es liegt nur an dem späten Zeitpunkt, zu dem man sich zu dieser Erkenntnis durchrang, daß dieser Hinweis schon sehr nach Ausflucht schmeckt. Die Synodenväter hatten große Hoffnungen in den dritten Punkt der Aufgaben der Bischofssynode gesetzt: daß die Bischofssynode auch beschließenden Charakter haben kann, wenn der Papst das will. Paul VI. wollte es diesmal nicht.

Erklärung über die Menschenrechte

Retter in der Not war das Synodenpräsidium. Nicht nur sorgte Kardinal König (Wien), einer der drei delegierten Präsidenten, schon vor dem „Debakel“ dafür, daß Papst und Bischöfe gemeinsam eine Erklärung über „Menschenrechte und Versöhnung“ erließen⁴; das Präsidium unterbreitete der Versammlung als Ausweg auch den Vorschlag, in einer „Erklärung“ die Kirche über die Reichhaltigkeit und die hauptsächlichsten Orientierungen der Oktober-Beratungen zu informieren und außerdem die gesamten Akten der Synode – versehen mit einer Art Index – dem Papst zur freien Verfügung zu übergeben. Einige Synodenteilnehmer äußerten dazu optimistisch die Hoffnung, Paul VI. werde dieses Material zu einer Enzyklika

² Kardinal Gray, Edinburgh: „Ich gehe als ein anderer Mensch von hier nach Hause!“

³ Kardinal Enrique y Tarancon, Madrid, in einer Pressekonferenz: „Wir haben gelernt, daß Europa nicht mehr der Mittelpunkt des Universums ist.“

⁴ Kardinal Krol, Philadelphia, deutete mit seinem Hinweis, es handle sich bereits um die 7. Fassung, an, daß die Erklärung keineswegs eine Augenblicks-laune war!

über die Evangelisierung verwenden. Diesen Hoffnungen – vor allem aber der Erwartung, diese Enzyklika könnte sich aufgrund des Synodenmaterials als besonders „progressiv“ erweisen – ist jedoch seit der Ansprache des Papstes in der Schlußsitzung der Boden entzogen.

Ein „Index“ der Synoden-Diskussionen

Der erwähnte Index ist besonders geeignet, die Reichhaltigkeit der Beratungen darzustellen. Er trägt zwar den Aufdruck „sub secreto“, enthält aber nur Dinge, die dem Synoden-Beobachter längst bekannt sind – eben die Themen, die in der Synodenaula und in den Arbeitskreisen aufgegriffen wurden. Im Stil bloßer Kapitelüberschriften, die nicht erkennen lassen, welche Stellungnahmen dazu in der Synode abgegeben wurden, werden insgesamt 67 Themen unter 12 Oberbegriffen genannt:

1. Der Heilige Geist (sein ständiges Wirken innerhalb und außerhalb der Kirche; die Förderung des geistlichen Lebens im Hl. Geist; Notwendigkeit von Gebet und Kontemplation usw.).

2. Die Verkündigung des Wortes Gottes und das Zeugnis des Lebens (die Pflicht, das Evangelium in der Kirche selbst zum Tragen zu bringen und dafür neue Methoden zu finden; Verkündigung des ganzen Evangeliums gemäß der Lehre der Kirche; das Zeugnis des Lebens als integrierender Bestandteil der Evangelisierung usw.).

3. Die Kirche als ganze im Dienst des Evangeliums (die missionarische Natur der ganzen Kirche; die Pflicht der Bischöfe und Priester, in Gemeinschaft mit dem Papst zu lehren; die Verantwortung der Theologen und Intellektuellen in der Evangelisierung; das Zeugnis des vorbildlichen Lebens der Familie; die besondere Rolle der Frau; die angemessene Weiterbildung der Laien im Apostolat; die Anerkennung neuer Dienste der Evangelisierung, z. B. der Katechisten usw.).

4. Die Funktion der Orts- und Partikularkirchen in der Evangelisierung (Notwendigkeit einer näheren Klärung der Stellung der Partikularkirchen; die Pluralität in Theologie und Liturgie, Gemeinschaftsleben und Diensten, und demgegenüber die notwendige Einheit der Universalkirche usw.).

5. Die Religiosität des Volkes als Grundlage

für eine tiefere Evangelisierung (Hervorhebung der positiven Werte in der Volksfrömmigkeit; Notwendigkeit ihrer Reinigung von Verfallserscheinungen usw.).

6. Die Kirche als universales Heilssakrament (die Bestimmung aller Menschen zum Heil; der Mangel an Einheit unter den Christen; Notwendigkeit der Erstevangelisierung bei Nichtchristen; Förderung des Dialogs mit nichtchristlichen Religionen, Nichtglaubenden und Atheisten; die Pflicht des Staates, Religions- und Gewissensfreiheit zu achten; die Suche nach geeigneten Methoden für die Verkündigung des Evangeliums an die Menschen einer säkularisierten Welt usw.).

7. Der Ökumenismus (die Notwendigkeit einer verstärkten Zusammenarbeit mit anderen Christen; die Notwendigkeit einer weiteren Klärung des Begriffs Ökumenismus; die zu vermeidenden Gefahren eines falschen Irenismus und Indifferentismus usw.).

8. Evangelisierung und ganzheitliche Befreiung des Menschen (die innige Verknüpfung zwischen Glaube und Liebe, die als erstes die Gerechtigkeit fordert; über die Tendenz der Förderung des Menschen und der vollen Befreiung des einzelnen und der Gesellschaft in Christus; die Forderung des christlichen Glaubens, die Gesellschaft als brüderliche Gemeinschaft aufzubauen; die Pflicht der ganzen Kirche, sich für die Gerechtigkeit einzusetzen; der Fortschritt des Menschen als integrierender Bestandteil der Evangelisierung usw.).

9. Die Evangelisierung und die Jugend (Anerkennung ihres Strebens und Wunsches nach innerlichem Leben, nach Kenntnis der Heiligen Schrift und der Probleme des Lebens, ihrer Empfänglichkeit für soziale Fragen, für Gerechtigkeit und Befreiung; ihre Schwierigkeiten, die Kirche als Institution zu akzeptieren; ihre Beeinflussbarkeit durch permissive Moral und säkularisierte Gesellschaft usw.).

10. Die kleinen Gemeinschaften (die leider nicht ganz eindeutige Bedeutung dieser Bezeichnung; der Wert dieser Gemeinschaften im gegenwärtigen Leben der Kirche; die Notwendigkeit, daß sie Gemeinschaft mit der Hierarchie halten usw.).

11. Die nicht praktizierenden Gläubigen (Ursachen für den Auszug einer beträchtlichen Anzahl von Gläubigen aus dem kirchlichen

Leben; Suche nach Möglichkeiten, sie zurückzugewinnen; Bedeutung eines „Katechumenates nach der Taufe“ usw.).

12. Der Einsatz der Mittel der sozialen Kommunikation in der Evangelisierung (die Vordringlichkeit, einzelne Gläubige, insbesondere junge Menschen, und die Amtsträger in der Kirche zum rechten Einsatz von Presse, Hörfunk, Fernsehen, Film usw. im Dienst der Evangelisierung auszubilden; die Notwendigkeit, den in diesen Medien an verantwortlicher Stelle beruflich Tätigen dabei zu helfen, die Wahrheit und die Menschenwürde umfassend zu fördern usw.).

In Zukunft mehr eindeutige Meinungsäußerungen gewünscht

Bei aller Reichhaltigkeit der Synodendiskussionen und mithin bei aller Anerkennung, daß diese Synode ganz offensichtlich ein positives Ergebnis gehabt hat, fragen sich nicht nur die Beobachter rings um die Synode, sondern auch die Synodenväter selbst, wie es mit der Bischofssynode weitergehen soll. Ein bißchen mehr als diese – letztlich unverbindliche – Beratung des Papstes wird aus der Synode heraus gewünscht. Dazu wäre es freilich doch nötig, daß die Synode – trotz aller gegenteiligen Versicherungen in diesem Jahr – ein wenig vom Charakter eines Konzils erhält und durch die Verabschiedung eindeutiger Meinungsäußerungen in der Form von Dokumenten Fakten schafft.

Wie man dahin gelangen kann, darüber konnten sich die Synodenväter in der 24. Plenarsitzung am 25. Oktober in einer Diskussion über die Arbeitsmethoden der Synode ausführlich äußern. Vorschläge zur Verbesserung der Synodenarbeit wurden auch bei der Diskussion über die Frage geäußert, in welchen Zeitabständen die Synode zusammenzutreten solle⁵.

⁵ Die Kardinäle Döpfner (München) und Suenens (Brüssel) sowie Bischof Weber (Graz) waren schon vorher auf dieses Thema eingegangen, als sie die Versammlung angesichts der – scheinbar drohenden – Auflösung des Hauptthemas in viele, zunächst ohne unmittelbar erkennbare Verbindung nebeneinander stehende Einzelthemen dazu aufforderten, die Synode möge sich auf einige wenige Schwerpunkte einigen und dazu fundierte praktische Anregungen erarbeiten. Die wichtigsten der ungeklärt gebliebenen Probleme – insbesondere die Problematik der Partikularkirchen, die Pluralität der Theologie gegenüber der erforderlichen Einheit der Kirche sowie Spezialthemen, wie etwa eine theologische Begründung der Befreiung des Menschen aus dem Evangelium – sollten dagegen der internationalen Theologienkommission des Heiligen Stuhles zur näheren Klärung übergeben werden.

Kardinal Marty (Paris) meinte z. B., die Synode möge von Anfang an eine Kommission einsetzen, die einzig und allein ein eventuelles Schlußdokument in den Blick nimmt und von der ersten Vollversammlung an alles sammelt, was dafür geeignet sein könnte. Kardinal Döpfner schlug vor, man möge bereits im Verlauf der Arbeiten häufiger Sondierungsabstimmungen halten, damit Überraschungen am Schluß vermieden würden. Während sich das Synoden-Generalsekretariat und der neugewählte Bischofsrat der Synode in der Zeit bis zur nächsten Bischofssynode im Jahr 1977 mit diesen und anderen Vorschlägen auseinandersetzen, ist ein Vorschlag des Schweizer Bischofs Vonderach (Chur) durch die Entscheidung der Synode für einen dreijährigen Tagungsturnus bereits gefallen: Vonderach hatte sich für einen Abstand von zwei Jahren zwischen den Synodensitzungen ausgesprochen und ange-regt, die eine Vollversammlung möge bereits das Thema der nächsten in einer Art „erster Lesung“ vorbereiten; dann könnten die Bischofskonferenzen in den zwei Jahren bis zur nächsten Bischofssynode ihre Stellungnahmen abgeben und der dann tagenden Versammlung läge bereits ein revidierter Text für eine dritte und endgültige Lesung vor⁶.

Was wahrscheinlich von der Arbeitsmethode dieser Synode bleiben wird – und wenn das stimmt, wird es einen Gewinn für die Beratungen von Kirchenversammlungen dieser Art darstellen –, ist die Methode, bei den Beratungen von den Gegebenheiten der Kirche in der Welt von heute auszugehen und erst dann zu theologischen Schlußfolgerungen vorzustoßen. Es war genau dieser Ansatz, der die Diskussionen in der Aula so reichhaltig und – auch ohne Schlußdokument – so fruchtbar für die Synodenväter selbst gemacht hat. Er wurde diesmal zum

⁶ Vielleicht können die Vorteile dieses Verfahrens aufgegriffen werden, wenn ein weiterer Vorschlag Kardinal Döpfners berücksichtigt wird, der auf der Erfahrung des Konzils aufbaut: einer jeden Bischofssynode sollte ein bereits mit den Bischofskonferenzen abgeklärtes „Schema“ für ein Schlußdokument unterbreitet werden, das nicht als „unverbindliches“ Arbeitsdokument gilt; vielmehr sollte es die Arbeiten der jeweiligen Versammlung in der Weise bestimmen, daß alle Meinungsäußerungen und Sprachgruppen-Arbeiten seiner Modifizierung und Verbesserung dienen. Generalsekretariat und Bischofsrat der Synode werden genug zu tun haben, bis zur nächsten Bischofssynode aus den vorgebrachten Verbesserungsvorschlägen für die Arbeit der Versammlung brauchbare Änderungen der bisher geltenden Geschäftsordnung herauszuarbeiten.

ersten Mal angewandt. Wie sich allerdings die römische Kurie dazu stellt, die auf diese Weise in den Hintergrund gedrängt wurde, und was der Papst selber nach den Erfahrungen des Oktober 1974 davon hält, nachdem er sich zu so vielen kritischen Anmerkungen in seiner Schlußrede gedrängt fühlte (ob aus eigenem Antrieb oder auf Drängen anderer, sei dahingestellt), ist eine Frage, die die Zukunft beantworten muß.

Praxis

Hannjürg Neundorfer **Rückblick auf drei Jahre Arbeit als** **nebenamtlicher Pfarrer**

Im folgenden Bericht wird geschildert, warum der Versuch, zugleich als Arbeiterpriester eine volle Arbeitsverpflichtung in einer Fabrik bzw. in der Krankenpflege und als (nebenamtlicher) Pfarrer die Leitung einer Gemeinde auf sich zu nehmen, gescheitert ist – und dies trotz sehr positiver Erfahrungen. Der Arbeiterpriester soll nach Neundorfer zwar einer Gemeinde zugeordnet sein; er soll sie aber nicht als Pfarrer leiten, da er die Erwartungen einer heutigen Gemeinde an ihren Pfarrer nicht erfüllen kann.*

Seit fünf Jahren arbeite ich als Arbeiterpriester. Nach sechzehn Dienstjahren (6 Jahre Kaplan, 3 Jahre Jugendseelsorger, 7 Jahre Pfarrer) erhielt ich die Erlaubnis, in der Fabrik zu arbeiten. Vier Jahre arbeitete ich in einem Großbetrieb als Transformatorenwickler (Akkord- und Schichtarbeit), danach einige Monate als Sportsanitäter, zuletzt als angelernter Pflegehelfer in einem Krankenhaus (chirurgische Männerstation).

Vor drei Jahren wurde mir die Seelsorge in der Pfarrei St. Gabriel im Süden Nürnbergs übertragen. Die Pfarrei zählt etwa 2500 Katholiken unter viertausend Nichtkatholiken,

* Über die Berechtigung dieser Erwartungen und über die Unmöglichkeit, daß heute schon in unseren Breiten die Gemeindemitglieder praktisch den Großteil der Arbeit selbst leisten, schreibt Neundorfer in Heft 2.

die Sonntagsgottesdienste werden von knapp 300 Personen besucht; eine Kirche mit Pfarrhaus und kleinem Kindergarten ist vorhanden, auf dem Gebiet der Pfarrei steht eine Grundschule mit etwa 500 Schülern in 16 Klassen.

Durch die Arbeit in der Fabrik – zuletzt im Krankenhaus – war ich wöchentlich etwa 45 Stunden vom Pfarreiterritorium weg, konnte aber in besonderen Fällen (Schulgottesdienste, Begräbnisse) immer den Arbeitsplatz mit Austrittschein („in privater Angelegenheit“) verlassen. Durch die Schichtarbeit war ich normalerweise entweder ab 15.00 Uhr in der Pfarrei oder hatte den Vormittag frei, so daß ich außer den Wochenenden täglich etliche Zeit für die Pfarrei frei hatte.

Erwartungen der Gemeinde hinsichtlich der Seelsorge

Zu Anfang meiner Tätigkeit in der Pfarrei wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß die Gemeindemitglieder nach ihren Möglichkeiten die ihnen zukommenden Aufgaben selbst wahrnehmen, da keine hauptamtlich tätigen Personen zur Verfügung stehen.

Die Gemeinde erwartete und erwartet, in herkömmlicher Art von einem Pfarrer geführt zu werden, und hat durch viele ihrer Mitglieder ihre Enttäuschung ausgedrückt, daß ich die Fabrik nicht verlassen habe.

Es werden drei Sonntagsgottesdienste gehalten, im Lauf der Woche ist zweimal Heilige Messe, in der Regel am Abend, außerdem ist bei besonderen Anlässen (für Gruppen, für Familien und für Kranke) fallweise Gelegenheit zur Heiligen Messe. Öfters finden Andachten am Sonntag abend statt.

Die Gemeinde erwartet Unterricht in der Schule für die etwa 160 Grundschüler katholischer Konfession. Dieser Unterricht wurde folgendermaßen erteilt:

Der gesamte Sakramentenunterricht wurde von mir an Samstagnachmittagen erteilt. Die Kinder mußten dazu angemeldet werden. In der Regel begann der Unterricht in der Adventszeit oder nach Allerheiligen und wurde bis Christi Himmelfahrt durchgeführt, ohne Rücksicht auf schulfreie Tage. Die Kinder kamen regelmäßig, unentschuldigtes Fehlen war selten, häufig nahmen andere Kinder und auch Erwachsene an diesen Gruppen teil.